

Zitierhinweis

Eckert, Georg: Rezension über: John McTague, Things That Didn't Happen. Writing, Politics and the Counterhistorical, 1678-1743, Woodbridge / Rochester: Boydell Press in association with British Society for Eighteenth-Century Studies, 2019, in: Zeitschrift für Historische Forschung (ZHF), 47 (2020), 4, S. 783-785, <https://recensio-stag.lorax.syslab.com/r/1e456bab53d943b6b5b8670f831118ea>



copyright

Dieser Beitrag kann vom Nutzer zu eigenen nicht-kommerziellen Zwecken heruntergeladen und/oder ausgedruckt werden. Darüber hinausgehende Nutzungen sind ohne weitere Genehmigung der Rechteinhaber nur im Rahmen der gesetzlichen Schrankenbestimmungen (§§ 44a-63a UrhG) zulässig.

übertragbaren Erkenntnisse der jüngeren Konfessionalisierungsforschung integrieren) könnte.

Georg Eckert, Wuppertal / Potsdam

McTague, John, Things That Didn't Happen. Writing, Politics and the Counterhistorical, 1678–1743 (Studies in the Eighteenth Century), Woodbridge 2019, The Boydell Press, XI u. 282 S. / Abb., £ 60,00.

Leicht macht es diese literaturhistorische Studie ihren Lesern nicht, auch ihres allzu blassen Druckbildes wegen. Ihr „close reading“ (10) ergibt eine Fülle spannender Beobachtungen überwiegend zu englischen Texten aus dem späten 17. und frühen 18. Jahrhundert – unter einem Titel, der womöglich andere Erwartungen wecken dürfte. Mit „counterhistorical“ bezeichnet der Verfasser keine kontrafaktische Geschichte im Sinne eines „Was wäre gewesen, wenn“, sondern fragt danach, wie Zeitgenossen „alternative pasts“ zu politischen Zwecken eingesetzt haben: „the non-occurring is the very arena of providential action“ (18). Darum richtet sein Buch mehr Aufmerksamkeit „to the methods and techniques of writing about the past than it does to the extent to which such writing corresponds to or faithfully represents past events“ (3). Wenn es sich Verschwörungstheorien wie dem ominösen Bettwärmer zuwendet, mithilfe dessen der Young Pretender der Königsgemahlin bei der Geburt untergeschoben worden sein soll, fragt es darum nicht nach etwaiger Plausibilität oder Realitätsgehalt, sondern nach dem Zusammenhang von politischen und literarischen Strategien: „what matters is not what happened but how things are made to matter“ (23).

Diesen Anspruch löst der Verfasser zu einem guten Teil ein, wenn er sich im Folgenden auf einige Momente konzentriert, in denen sich die jeweiligen Parteien fiktive Vergangenheiten zurechtlegten. Ob daraus die Bewegung „between fiction and fact, or perhaps more appropriately, historicity and counterhistoricity, as a constitutive element of historiographical and political practice“ (7) zu erkennen sei, wird aus dem Quellencorpus eher nicht abzuleiten sein, das vorwiegend Publizistik und einige klassische Texte umfasst; zudem könnte man getrost über die Frage diskutieren, ob jede Verarbeitung der Vergangenheit *eo ipso* schon eine historiographische sein mag – wiewohl sich im England des 17. Jahrhunderts getrost der Ursprung einer Zeitschichtsschreibung lokalisieren ließe, der bislang vorwiegend im Zeitalter der Französischen Revolution vermutet worden ist. Die spezifischen „resonances of a variety of counterhistorical practices“ verdanken sich wohl einer „variety of historical practices“ (23), die zuletzt in zahlreichen Forschungen insbesondere zur Memoria der Glorreichen Revolution thematisiert worden sind. Insofern lädt die nun vorgelegte Studie ein, dieses Gravitationszentrum der zeitgenössischen politischen Debatte gewissermaßen von seinen Rändern her zu erkunden. Auf drei große Buchteile, in deren Mittelpunkt große Ereignisse, genauer: Nicht-Ereignisse wie eben der besagte Bettwärmer stehen, folgt eine intensive Lektüre von Alexander Popes mehrfach überarbeitetem Spottepos „The Dunciad“ (1728–1743) – im Reich der Göttin Dulness herrscht anstelle des Vernünftigen, das eben auch hätte sein können, stets das Unvernünftige vor.

Der erste große Abschnitt widmet sich der „Fabrication“, zunächst dem Skandal um den Thronfolger Jakob (III.); feierten etwa katholische Adelige dessen Geburt sogar mit der Errichtung eines Denkmals in Bath, so hatte die radikale Opposition bereits das Gerücht einer Scheinschwangerschaft der Königin verbreitet. Das Narrativ einer Verschwörung, zu deren Zweck ein Jesuit per Bettwärmer einen hernach als Königssohn deklarierten Säugling in die Entbindungsszene hineingeschmuggelt habe, war kaum zu entkräften, weil selbst die Anhänger der Stuarts die Geburt schwerlich en

détail hätten beobachten können. So absurd die Forderung war, der Königin bei diesem intimen Geschehen noch näher zu kommen, so machte gerade ihre Unerfüllbarkeit den Verdacht plausibel, die katholischen Stuarts seien Absolutisten, die alles im Verborgenen geschehen ließen respektive betrieben. Die Erfindung des Bettwärmers diene so der „conversion of *arcana imperii* into skeletons in the closet“ (44). Wie sehr der Rückblick auf die unmittelbare Vergangenheit in den anhebenden Parteienstreit eingebunden war, macht auch die Untersuchung einiger Verschwörungskonstruktionen – mochten es nun „popish plots“ oder „protestant plots“ sein – deutlich, die jeweils in größere Narrative eingebracht wurden, etwa in dasjenige zahlreicher angeblich unentdeckter Verschwörungen oder in dasjenige einer notorischen Affinität von Katholiken zum Verrat (76), gegen das ebenso wenig eine reale Evidenz geltend zu machen war wie gegen andere Unterstellungen.

Den „Failures“ der Jahre 1683 und 1708 ist der zweite Buchteil gewidmet, dem „assassination plot“ gegen Karl II. respektive der gescheiterten französisch-jakobitischen Invasion. Auch sie ließen sich unterschiedlich erzählen, unter anderem im Modus eines Anschlags, der rechtzeitig enttarnt worden, anders – zeitgenössisch – gesagt: je schon zum Scheitern verurteilt gewesen sei (102), oder im Modus eines militärischen Fehlschlags, der aufgrund der Schwäche des kränkelnden Pretenders letztlich unvermeidlich erfolgt sei (132). In diesem Narrativ wurde die fehlende Durchsetzungskraft der Stuarts und ihrer Anhänger gleichermaßen essentialistisch aufgeladen wie diejenige von Möchtegern-Attentätern, die just nicht ans Ziel ihres sinistren Wirkens gelangten. Das folgende, dritte Kapitel gilt „Speculations“, zunächst der Südseeblase, die bisweilen als Fabel statt als Wunder enttarnt wurde (161) – beim Blick auf den Finanzskandal setzten so manche Kritiker in ihren Entlarvungsstrategien auf Vorhänge, hinter denen sie korrupte Machenschaften erst sichtbar machen konnten (165), und zwar solche, die nachgerade zwangsläufig aus der Whig-Vorherrschaft resultieren müssten. Beim vorgeblichen Blick hinter die Kulissen des Finanzskandals entdeckten so manche Autoren und Bildkünstler (eine Spielkarte und ein Stich werden hier auch untersucht) in der Südseeblase politische Korruption; wie solche Themen auch in philosophischen Texten wiederkehrten, macht eine Mandeville- und Berkeley-Lektüre deutlich, die einen historischen Relativismus entdeckt.

Schließlich wendet sich ein vierter Buchteil Alexander Popes „Dunciad“ zu – als „an exercise in counterhistorical propaganda“ (185), deren Dichter eine „alternative future“, eine „dystopic vision“ (189) entworfen habe: zum Zwecke der Kritik an einer von ihm als fatal empfundenen Entwicklung, der die Dunces indes gar nicht entkommen könnten. Der Verfasser attestiert Pope, durch den epischen Rahmen des Werkes „improbable truths“ in „probable falsities“ zu verwandeln (219). So geraten die Dunces in einen Zustand dauerhafter Handlungsunfähigkeit: „What looks inevitable – the end of civilisation, of time, the dawning of chaos and night – is the consequence of inaction, inattention, accidents, releases, and precipitation. The triumph of Dulness is enabled by a series of things that didn't happen, but should have.“ (248)

Das Fazit lenkt die Aufmerksamkeit auf den wichtigen Befund, dass gerade das „gegenhistorische“ Denken ein eminent historisches Denken voraussetze, indem es kleinteilige Details ins große Teleologien eingebracht habe (250). Glaubwürdige Narrative zu erstellen, war ein leichtes Handwerk: „The proponents of the warming-pan scandal knew a potential event when they saw one.“ (255) Auch das gehört zu den spannenden literaturwissenschaftlichen Beobachtungen dieses Buches, das allerdings die Gelegenheit zu versäumen scheint, eine historische Erklärung für das Phänomen des „counterhistorical writing“ zu geben. So klar die Interessen der jeweiligen Er-

zählungen hervortreten, so unklar bleibt, warum sie gerade in diesem Genre artikuliert wurden.

Georg Eckert, Wuppertal / Potsdam

McCormack, Matthew, Citizenship and Gender in Britain, 1688–1928, London / New York 2019, Routledge, 194 S. / Abb., € 120,00.

Sowohl die Politik- als auch die Geschlechtergeschichte Englands sind beliebte Untersuchungsgegenstände der (rechts-)historischen Forschung. Bislang eher selten wurden diese beiden jedoch im gleichen Buch abgehandelt, wenn man von (in ihrer zeitlichen Spannweite begrenzten) Forschungsarbeiten zum Kampf um die Einführung des Frauenwahlrechts im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert einmal absieht. Das hier zu rezensierende Werk des Northamptoner Geschichtsprofessors Matthew McCormack siedelt sich – schon ausweislich seines Titels – ausdrücklich an der Schnittstelle der beiden Forschungsfelder an. Zentrales Argument des Autors ist es, dass Vorstellungen von „citizenship“ in England über Jahrhunderte hinweg auf das Engste mit bestimmten Vorstellungen von Geschlechteridentitäten verzahnt waren und dies bis ins 20. Jahrhundert hinein blieben.

Seinen zeitlichen Untersuchungsrahmen legt McCormack zwischen zwei markante politische Ereignisse: Die Glorreiche Revolution von 1688, die die verfassungsmäßige Ordnung für die Folgejahrhunderte definierte und in der Bill of Rights wichtige Bürgerrechte normierte, sowie den Equal Franchise Act von 1928. Die Wahl des Anfangszeitpunkts mag man hinterfragen, verbriefte doch schon die Magna Carta von 1215 grundlegende politische Freiheiten des Adels gegenüber dem König und gilt als eine der wichtigsten Quellen des englischen Verfassungsrechts. Der gewählte Terminus a quo erklärt sich daher sicher nicht nur aus inhaltlichen Notwendigkeiten, sondern auch aus dem Forschungsschwerpunkt des Autors, der im langen 18. Jahrhundert liegt. Das Jahr 1928 bildet nach McCormack eine passende Zäsur, weil die Einführung eines gleichen Wahlrechts für Männer und Frauen durch den Equal Franchise Act desselben Jahres eine jahrhundertelange Praxis beendete, „when the fitness of voters was assessed in terms of their independence, their household station and their property“ (180).

Im ersten Kapitel werden die Koordinaten des politischen Systems vorgestellt, in dem sich der Bürger als „member of a political community“ (12) bewegte. Dieses Kapitel bietet wenig Neues, ist für einen mit der Politikgeschichte Englands nicht vertrauten Leser als Grundlage für das Verständnis der weiteren Kapitel gleichwohl sinnvoll. Zentral für die Kernthese des Autors ist vor allem das zweite Kapitel, das sich mit „political masculinities“ zwischen 1688 und dem Ende der georgianischen Epoche 1837 beschäftigt. In dieser Zeit war die durch das Wahlrecht vermittelte Beteiligung am politischen Entscheidungsprozess noch eine sehr exklusive („a very qualitative business“, 5). Das Kapitel zeigt auf, dass die Diskurse darüber, wer den Status des „full citizen“ verdiente, sowohl geschlechtlich als auch nationalistisch konnotiert waren und in den betrachteten knapp 150 Jahren auch nicht konstant blieben: „[O]ne's fitness for citizenship could be evaluated in terms of ‚manliness‘“ (49), und was „manly“ war, reichte vom *courtier* des frühen 18. Jahrhunderts, der alsbald als „effeminate“ und „Frenchified“ kritisiert werden sollte (38), bis hin zur „hyper-masculinity“ (44) eines John Wilkes.

Dem Buch liegt jedoch ein weiteres Verständnis von „citizenship“ zugrunde, als es die auf das politische System und das Wahlrecht konzentrierten ersten beiden Kapitel vermuten lassen. „Citizenship“ ist für McCormack auch und sogar zuvörderst „an aspect of national belonging“ (8). Schon die Beteiligung an einer Wahl bedeutete viel